

Stefan Jakob Wimmer

für Werner Grube  
in dankbarer Freundschaft  
und Hochachtung vor seinem Leben

## Von der Lindwurmstraße nach Jerusalem

### Ein Werkstattbericht <sup>1</sup>

„Grube, Werner I., 12.3.30 in München“, las ich, recht unscharf, auf dem großen, trüb-blauen Bildschirm des Microfich-Lesegeräts. Der Name stand mit 29 anderen auf einer zweiseitigen Schreibmaschinenliste, die überschrieben war mit: „*Verzeichnis der am 21.2.45 zum Arbeitseinsatz nach Theresienstadt deportierten Juden*“. Werner Grubes Name stand unter denen seiner Geschwister „Ruth S.“ (6 Jahre alt) und „Ernst I.“ (12 Jahre alt). Das „I.“ stand für den von den Nazis zur Kennzeichnung von Juden zwangsverordneten Beinamen „Israel“, das „S.“ für „Sara“. Ich saß im Benutzersaal der Archive von Jad wa-Schem, Schoah-Gedenkstätte und -Forschungsinstitut in Jerusalem, und traute meinen Augen nicht. Die Deportationsliste, anhand der, noch zwei Monate vor Kriegsende, so genannte „Geltungsjuden“ von München aus letztendlich nicht zum „Ar-

---

<sup>1</sup> Im November 1999 wurde in Räumlichkeiten der Münchner Volkshochschule in der Lindwurmstraße 127 Rgb. eine Dauerausstellung eröffnet, die die Geschichte des Hauses von den Anfängen in den 1880er Jahren bis 1945 dokumentiert. Die Ausstellung präsentiert die Ergebnisse einer Geschichtswerkstatt, die unter Leitung des Autors in den Jahren 1997-1999 von der MVHS in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde organisiert wurde. Gleichzeitig wurde neben der Hauszufahrt am Vordergebäude eine Stele enthüllt, die an den Sitz der Israelitischen Kultusgemeinde in der Zeit der NS-Gewaltherrschaft erinnert.

Zehn Jahre später möchten wir an die Geschichtswerkstatt erinnern und damit auch auf die Ausstellung aufmerksam machen. Der Aufsatz ist in etwas veränderter Form abgedruckt in: *Kein Ort mehr. Jüdisches Leben in der Lindwurmstraße 1938-1945*, herausgegeben von der Münchner Volkshochschule, der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und dem Verein Gegen Vergessen – Für Demokratie, Buchendorfer Verlag München 1999, S. 18-25. Zu den Inhalten der Recherche ist, neben der Ausstellung selbst, auf den Beitrag von Stefanie Hajak, *Kein Ort mehr. Jüdisches Leben in der Lindwurmstraße, 1938-1945*, in derselben Publikation (S. 26-46) zu verweisen.

Mit den schillernden und dramatischen Seiten der Geschichte des Hauses ist die Kindheit Albert Einsteins, die jüdische Familie Schindler mit dem jüdischen Dichter Elieser Schindler, und schließlich eng die Ausgrenzung und Vernichtung jüdischen Lebens in München verbunden. Ab November 1938 hatte die Israelitische Kultusgemeinde hier ihren Sitz. Dazu gehörte ein Betsaal, der als Ersatz für die abgebrochene Hauptsynagoge „den Kern der Gemeinde bis zu ihrem Untergang“ bildete, nach den Worten von Dr. Alfred Neumeyer, dem Präsidenten der IKG (1920-1940).

An der Geschichtswerkstatt 1997-1999 nahmen teil: Pascale Brigola, Werner Grube, Gerhard Hess, Gertraud Koch, Georg Ledig, Gabriele Rohrmeier, Karin Stoppa, Fritz Vogt, Stefan Wimmer (Leitung). Die Dauerausstellung ist weiterhin zu den üblichen Geschäftszeiten in der Lindwurmstr. 127 Rgb., 1. OG, frei zugänglich.

beitseinsatz“, sondern in die Vernichtung geschickt werden sollten! Im Fall Theresienstadt waren es die sowjetischen Befreier, denen die Grube-Kinder ihr Überleben verdanken. Ruth lebt heute in Nürnberg, Ernst engagiert sich im Bereich der KZ-Gedenkstätte Dachau und Werner Grube schloss sich im Juni 1998 der Geschichtswerkstatt „Jüdisches Leben in der Lindwurmstraße“ an.

Als Bub hatte Werner in dem Haus in der Lindwurmstraße jeden Monat die Lebensmittelmarken für die ganze Familie abgeholt, in den Gemeindebüros im 1. Stock. Nur in wenigen, vorgeschriebenen Läden konnte man mit den mit einem „J“ markierten Marken einkaufen, z.B. beim „Nause“ in der Adlzreiterstraße, der auch im Laden seine SA-Uniform nicht ablegte. Von einem schwarz uniformierten SS-Mann war der kleine Werner bei den Feierlichkeiten zum Beginn des U-Bahn-Baus in der Lindwurmstraße auf die Schultern genommen worden, „damit der Bua an Führer siehgt“. Solche nur scheinbaren Nebensächlichkeiten seiner Erinnerung verrieten oft nicht weniger, als manches wissenschaftliche Traktat. Hatte der begeisterte Führergefolgsmann denn nicht bemerkt, dass er da einen „Volksschädling“ hochhob?

Wir hörten die Familiengeschichte der Grubes bei unseren Treffen in der Lindwurmstraße 127 Rückgebäude – in demselben Haus, das Werner Grube seit über fünfzig Jahren nicht mehr betreten hatte. Es hatte sich schon merkwürdig gefügt – und wurde auch so von uns empfunden –, dass unsere Geschichtswerkstatt regelmäßig in eben dem Haus zusammenkam, dessen Geschichte den Inhalt unserer Recherchen bildete. Das heißt, zunächst meinten wir, dass jedenfalls das Grundstück, die Adresse, im wesentlichen identisch war, obwohl die Hausnummer nach dem Krieg von 125 auf 127 geändert worden war; dass wir uns in einem nach dem Krieg neu an Stelle des historischen Gebäudes wieder aufgebauten Bau befanden. Erst vor wenigen Jahren frisch renoviert, als die Münchner Volkshochschule hier mit verschiedenen Abteilungen einzog, merkt man dem Gebäude seine Geschichte nicht an, nicht einmal sein Alter: Von außen, an der travertinverkleideten Fassade nicht, weder in dem nüchternen Treppenhaus, noch im Fahrstuhl, auch nicht in den modern eingerichteten Kursräumen.

Nur an den Grundrissplänen, die an den Wänden hängen, um den VHS-Kursteilnehmern Orientierung und Fluchtweg im Notfall zu weisen, fiel uns auf, dass sie den alten Bauplänen, die wir in der Lokalbaukommission aufgespürt hatten, nicht nur in den Gebäudeausmaßen, sondern bis in manche Details hinein exakt gleichen. Da stimmt an der Außenwand

nicht nur die Zahl der Fenster mit der Fassade der Einsteinschen Fabrik von 1885 überein, auch die von Regennischen kaschierten beiden Rücksprünge in der Baulinie finden hier als gestalterisches Element zur Fassadengliederung ihre ursprüngliche Erklärung. Die merkwürdigen Pfeiler, die sich unvermutet und scheinbar funktionslos in dem langen Gang im 1. Stock entlangreihen, an dessen Ende die Toiletten liegen – sie waren in der damals zweigeschoßigen Fabrikhalle unverzichtbare Stützen der weiten Decke und trugen die in halber Raumhöhe umlaufende Galerie. Im Erdgeschoß findet man sie heute in den durch eingezogene Zwischenwände aufgeteilten Gymnastikräumen wieder. Der jetzigen Raumnutzung dürften sie da wohl eher im Wege stehen.

Erst allmählich und durch immer mehr Hinweise aus den Recherchen gestützt, dämmerte uns Stück für Stück, dass das historische Gebäude wohl gar nicht, wie wir vorausgesetzt hatten, im Krieg mehr oder weniger total zerstört worden war. Es steht vielmehr in weiten Teilen heute noch so da, wie bis 1945, wurde nur im Dachbereich zweimal von Fliederbomben partiell beschädigt, wurde repariert und später weiter aufgestockt und renoviert. Nur der große, haushohe Baum fehlt seitdem, der den Menschen damals in dem langgestreckten Hinterhof besonders aufgefallen sein muss. Er ist auf einer Luftbildaufnahme vom Juni 1945 noch vorhanden, die vom amerikanischen Militär angefertigt wurde, und die wir noch gegen Ende unserer Arbeit aufgespürt haben, über ein kommerzielles Luftbildvermittlungsarchiv in Würzburg.

Begonnen hatte alles schon 1993. Von einem langjährigen Studienaufenthalt in Jerusalem nach München zurückgekehrt, begann ich, mich für die jüdische Geschichte meiner Heimatstadt zu interessieren und arbeitete für den Verein „Stattreisen München e.V.“ einen historischen Rundgang durch die Innenstadt zu diesem Thema aus. Ein Buch über die Synagogen Münchens war mir dabei von unschätzbbarer Hilfe (Wolfram Selig, *Synagogen und jüdische Friedhöfe in München*, München 1988). Es beschreibt in großer Ausführlichkeit Bau und Geschichte der fünf historischen Synagogen: der mittelalterlichen in der Judengasse (heute Marienhof), der ersten neuzeitlichen in der Westenriederstraße, der neuen Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße, der kleinen orthodoxen Ohel-Jakob in der Herzog-Rudolf-Straße und der ostjüdischen in der Reichenbachstraße. Nur in einem kleinen Hinweis wird erwähnt, dass nach dem Abbruch der Herzog-Max-Synagoge die Kultusgemeinde in eine ausrangierte Fabrik in der Lindwurmstraße umziehen musste, und dort eine Notsynagoge während der NS-Zeit eingerichtet war (S. 109). Darüber wollte ich mehr erfahren.

Ein Geschichtswettbewerb des Kulturreferats der Lhst. München in den Jahren 1993 und 94 zum Thema „Jüdisches Leben in München“ gab mir den Anstoß, der „vergessenen Synagoge“ nachzugehen. Mit Genehmigung des heutigen Hausbesitzers durfte ich in der Lokalbaukommission die Bauunterlagen einsehen. Unter anderem waren die Umbaupläne der IKG von 1938 darunter, mit viel bürokratischem Schriftwechsel, der von den Schikanen der Behörden der „Hauptstadt der Bewegung“, von der Gestapo bis zum Oberbürgermeister, Zeugnis gab. Zu meiner Überraschung fanden sich aber auch mit dem Namen „Einstein“ versehene Pläne aus dem späten vorigen Jahrhundert. Ich wusste wohl, dass Albert Einstein sozusagen um die Ecke, in der Adlzreiterstraße aufgewachsen war. Dass das Rückgebäude in der Lindwurmstraße aber ursprünglich zum Einsteinschen Grundstück gehörte und von Alberts Onkel Jakob errichtet worden war, schien mir eine Entdeckung. Erst zu Beginn der Geschichtswerkstatt erfuhr ich, dass schon der Physiker Siegfried Wagner den Zusammenhang recherchiert und zwei Artikel dazu geschrieben hatte (*Tribüne* 27, 1988, 170-175; 28, 1989, 168-174). Herr Wagner besuchte uns persönlich bei einem der ersten Treffen.

In den Sammelband von ausgewählten Beiträgen zum Geschichtswettbewerb<sup>2</sup> wurde meine Dokumentation nicht aufgenommen. Damit die Arbeit dennoch nicht umsonst gewesen wäre, legte ich eine Kopie Frau Ellen Presser vor, der Leiterin des Kulturzentrums der IKG, die meine Recherchen verfolgt hatte; mit einer zweiten Kopie ging ich zu Winfried Eckardt, dem Leiter des Fachgebiets Politische Bildung der MVHS, der sein Büro in eben dem bewussten Haus hat. Er wusste von der Geschichte, jedoch nichts Genaueres, und war seit langem an Informationen dazu interessiert. Sein Wunsch nach Anbringung einer Gedenktafel am Haus war immer wieder mit der Begründung, man wisse ja nichts Näheres, aufgeschoben worden. Von ihm kam die Idee, die Arbeit fortzusetzen, und als VHS-Veranstaltung eine Geschichtswerkstatt anzubieten. Ich sollte sie leiten, was aufgrund anderer Verpflichtungen zunächst eine längere Verzögerung bedeutete. Frau Presser sagte die Kooperation der Kulturgemeinde zu. Allerdings bestanden Zweifel, ob noch sehr viel mehr Material gefunden werden könnte. Ob es gar gelingen würde, Zeitzeugen zu finden. Wer als Jude in den Jahren, nachdem die Kulturgemeinde in das Haus gezogen war, noch in München war, hatte nur geringe Überlebenschancen. Wer rechtzeitig ausgewandert war, konnte das Haus nicht kennen. Dass gar, wie ich hoffte, eine kleine Ausstellung mit den Ergebnissen

---

<sup>2</sup> *Jüdisches Leben in München. Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags. Geschichtswettbewerb 1993/94*, hg. von der Landeshauptstadt München 1995.

zusammengestellt werden könnte, schien Fantasie. Ein Semester wurde für die Veranstaltung angesetzt, mit eventueller Verlängerung auf ein zweites.

Im November 1997 war der Start. „Geschichtswerkstatt, wie geht das?“, war eine Frage, die uns zunächst wohl alle beschäftigte. Das war keine Vortragsreihe, kein Seminar mit Diskussion, sondern das klang nach Arbeit. Wöchentlich, jeden Dienstagabend, trafen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Kursraum 1.07, um einander abzustimmen: Wie gehen wir weiter vor? Wer übernimmt was? Und welche Ergebnisse gibt es aus der vergangenen Woche?

Die eigentliche Arbeit aber wurde zwischen den Treffen geleistet. In ihrer Freizeit besuchten die „Geschichtswerker“ Archive und Institutionen, durchsuchten Berge von Dokumenten, wurden von ungezählten Sachbearbeitern weiter verwiesen; Kontakte wurden geknüpft, stapelweise Briefe wurden geschrieben; Suchaufträge nach Zeitzeugen wurden an Zeitungen geschickt; Interviews wurden gegeben; und immer wieder relevantes Material analysiert und kommentiert. Bei einigen Teilnehmern ging die Begeisterung so weit, dass eigens Urlaubstage genommen wurden, um Zeit für die Recherche zu finden. Mehrmals wurde auch während der veranstaltungsfreien Zeit zwischen den VHS-Semestern durchgearbeitet.

Dabei war die zeitliche Verfügbarkeit für die Teilnehmer ebenso wenig mit Vorgaben verbunden, wie inhaltliche oder methodische Vorkenntnisse. Seine Fähigkeiten setzte jeder nach Bedarf und Belieben ein: die eine konnte besser mit Menschen reden, der andere Dokumente analysieren, wieder andere die besten Briefe formulieren. Die Motivation war für den einen stadtteilbezogen, für die andere hatte sie mit verschollenen jüdischen Freunden aus der Kindheit zu tun. Öfters stand schlicht der Wunsch dahinter, sich mit der NS-Vergangenheit Münchens, oder auch ganz allgemein, intensiver auseinander zu setzen. Die ganz unterschiedliche Besetzung der „Werkstatt“ – verschiedene Voraussetzungen, verschiedene Interessen, verschiedene Stärken und Schwächen – wirkte sich letztendlich mehr kreativ und förderlich als nachteilig aus. So war denn das Berufsspektrum in der „Werkstatt“ entsprechend bunt: Ägyptologe, Architektin, Bibliothekar, Hausfrau, Malermeister, Politikwissenschaftler, Postangestellter, Sekretärin, Zeitungsaussträger.

Schwierigkeiten hatten damit vor allem andere: so schimpfte ein Teilnehmer enttäuscht über seine Behandlung als Freizeithistoriker auf „diese Archivare“, und in mancher Begegnung mit maßgeblichen Autoritäten schien es in der Tat von vornherein einen Unterschied zu machen, ob wir

von einer Frau So-wie-so oder von einem Herrn Doktor vertreten waren. Selbst von innerhalb der eigenen vorgesetzten Organisationsstrukturen reichte das Echo von Ermutigung und Kooperation gelegentlich auch bis ins Gegenteil.

Dabei spielte sich innerhalb der „Werkstatt“ selbst das ab, was moderne Erwachsenenbildung sich wünscht: durch die Beschäftigung mit dem Thema wuchs auch das Interesse, sich mit den breiteren Hintergründen zu befassen. Dass das Haus in der Lindwurmstraße für einige am Beginn der Auseinandersetzung mit jüdisch-deutscher Geschichte stand, war kein Nachteil, sondern übertrug sich fördernd auf den gesamten Lernprozess. Eigenständig erwarb sich jeder nach Bedarf Faktenwissen, Einsichten und Zusammenhänge. Da kamen Fragen auf nach Formen und Inhalten jüdischer Religion, nach der Vielfältigkeit jüdischen Lebens früher (und heute), nach der Frühentwicklung des Antisemitismus, nach der besonderen Bedeutung, die München dabei spielte, aber auch nach dem Umgang mit historischen Quellen, nach differenzierter Auswertung von Literatur, von Bauplänen, Fotografien, Interviews. So wie sich die Geschichte der Münchner Juden, vom späten 19. Jahrhundert bis zum Zusammenbruch der NS-Herrschaft, brennpunktartig in dem Haus an der Lindwurmstraße bündelt, spiegelte die Arbeit der Geschichtswerkstatt den wechselseitigen Blick auf das engere Thema und auf den weiteren Rahmen wieder.

Deshalb besuchten wir auch einmal gemeinsam einen Synagogengottesdienst. So unvergleichlich freilich die damalige Situation mit der heutigen ist, manches sprach uns, über das Erfahren jüdischer Liturgie hinaus, ganz besonders an: Räumlich lag der Betsaal, den wir besuchten, von der Lindwurmstraße aus gleich um die Ecke. Wie der ehemalige Fabrikraum, so war auch diese Synagoge nicht als solche gebaut worden, die Feier jüdischer Gottesdienste musste auch hier in gewisser Weise improvisiert werden. Und schließlich wird die genaue Adresse nicht öffentlich bekannt gemacht – auch Sicherheitsgründen! Man könnte noch anfügen, dass gar nicht weit davon ein deutschlandweit bekannter Rechtsextremist samt Gefolge bis vor einigen Jahren sein Büro unterhielt.

Wir besuchten Filme, wie „Jud-Kreuz-Platz“, Produkt einer anderen Geschichtswerkstatt, in München-Neuhausen. Wir waren zur Einweihung der neuen Räume des Jüdischen Museums München eingeladen. Und wir wurden an den vom städtischen Kulturreferat vernetzten Veranstaltungen zum 60. Jahrestag der so genannten „Reichskristallnacht“, zum 9.11. 1998, beteiligt. Bei strömendem Regen übernahmen einige von uns eine Mahnwache am Sendlinger-Tor-Platz, da wo die Lindwurmstraße beginnt.

Dabei wollten wir interessierten Passanten erstmals Ergebnisse unserer Arbeit vorstellen. So sehr interessiert, dass sie sich bei Wind und Wetter detaillierter erkundigten, waren aber nur wenige.

Und wir luden uns Gäste in die Lindwurmstraße ein, manchmal auch – der gemütlicheren Atmosphäre wegen – ins jüdische Restaurant „Cohen’s“. Für ihr Kommen dürfen wir uns bedanken bei Siegfried Wagner, der uns an seinen Einsichten zu einer Biografie und Genealogie der Familie Einstein teilhaben ließ. Bei Wolfram Selig, früher am Stadtarchiv, dessen Hinweis in seinem Buch letztendlich die Recherchen ausgelöst hatte, und der auch seinen Ruhestand weiterhin der Thematik widmet. Bei Winfried Eckardt und Stefanie Hajak von der MVHS, die als Verantwortliche und Beteiligte den Kontakt zur „Basis“ erst nahmen. Henny Seidemann erzählte von ihrem Erleben und Überleben der NS-Zeit als Jüdin in München und von ihrem Engagement in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Und besonders bei Alfred Koppel aus Colorado, USA, der nach Deutschland kam, um an verschiedenen Schulen von der Geschichte seiner Familie zu erzählen. Seine Mutter bekam bei der Kulturgemeinde in der Lindwurmstraße kurzzeitig eine Anstellung. Bis auch sie zusammen mit seinen Geschwistern deportiert und ermordet wurde. Aus den Briefauszügen von Herrn Koppels Mutter an seinen Vater nach Amerika, die uns zur Verfügung gestellt wurden, wird das Erleben jener Zeit ganz unmittelbar deutlich.

Überhaupt: Das Kennenlernen von Zeitzeugen gehörte gewiss zu den eindrücklichsten Erfahrungen. Selbst wenn die Erinnerungen inhaltlich manchmal nur noch dürftig oder auch banal schienen – die menschliche Erfahrung war in jedem Fall unschätzbar wertvoll. Wir erinnern uns alle an die Begeisterung, mit der Frau Rohrmeier eines Dienstagabends verspätet in das Treffen platzte. Sie hatte soeben bei einer Veranstaltung Frau Bea Green aus London kennengelernt. Die Tochter des Münchner Rechtsanwalts Michael Siegel war durch einen der berühmt gewordenen „Kindertransporte“ nach England gerettet worden. Sie hat sich bis heute, wenn sie Deutsch spricht, ein selten schönes Münchnerisch bewahrt und strahlt Herzlichkeit und Fröhlichkeit aus. Für kurze Zeit hatte die Familie im Vordergebäude der Lindwurmstraße 125 gewohnt. Ihr Bruder Peter erinnert sich nicht mehr recht an das Haus, wohl aber an einen großen schwarzen Flecken, den ein Fotoblitz bei seiner Geburtstagsfeier an der Wand hinterließ, und besonders an den Abschied von einem Fräulein Braun, in die er heftig verliebt war, in einem Taxi draußen vor dem Haus, bevor er seine Heimat verlassen musste.

Als große Überraschung erreichte uns ein Brief von Herrn Herbert Heinemann aus Bottrop. Er hatte unseren Suchaufruf in der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung* gelesen und teilte uns mit, dass er als Lehrgeselle in München regelmäßig die Gottesdienste in der Lindwurmstraße besucht habe. „Es war eine unselige Zeit.“ Danach wurde er nach Theresienstadt deportiert, überlebte und leitet heute die Jüdische Gemeinde Herford in Westfalen. Unser Projekt verfolgte er etwas überrascht: „Wer will das alles denn heute noch wissen?“ – Helmut Lisberger aus Wallerstein im Ries zum Beispiel hat einen Sohn, der sich für die Geschichte seines damals als „jüdisch versippt“ geltenden und so behandelten Vaters nicht interessiert. Der hatte mit dreizehn im Lindwurm-Betsaal seine Bar-Mizwa gefeiert und war dann, von 1943 bis zur Befreiung, in den Unterkünften der Gemeinde im 2. Stock des Hauses einquartiert – auch dann noch, als das Haus schon nach Fliegerangriffen teilzerstört war. Schon damals hatte er mit Asthma zu kämpfen. Um ihm die Fahrt nach München zu ersparen, besuchten wir ihn zuhause. „Die körperlichen Schäden sieht man,“ sagt er, „die seelischen sieht keiner.“

So führten uns die Begegnungen und Kontakte, zumindest per Brief und E-Mail, weit über die Münchner Isarvorstadt hinaus: nach Wallerstein und Bottrop, nach England, nach Kaunas in Litauen, wo die ersten beinahe eintausend deportierten Münchner Juden ermordet worden sind, nach Israel und nach USA.

Eine kleine Sensation haben wir Anja Siegemund zu verdanken, die wir wegen ihrer früheren Recherchen über die Münchner jüdische Familie Schindler einluden, die sie für die Ausstellung *Versagte Heimat – Jüdisches Leben in Münchens Isarvorstadt* erarbeitet hatte. Als sie kurz danach für weitere Recherchen nach New York reiste, baten wir sie, am Leo-Baeck-Institut für uns auch einen Blick auf eventuell relevantes Material zur Lindwurmstraße zu richten. Im Nachlass des 1940 emigrierten Münchner Gemeinderabbiners Leo Baerwald fand sie Fotografien des Betsaals! Etwas, das wir zu hoffen kaum gewagt hatten. Der Abend, an dem wir die Fotos vorgelegt bekamen und gemeinsam die Säulen in den Gymnastikräumen im Erdgeschoß wiedererkannten, gehörte sicherlich zu den Höhepunkten. Die Motivation stieg wieder und beflügelte das Weiterarbeiten. Denn es gab natürlich auch Phasen der Enttäuschung und Frustration.

Es gehört eben auch zu den Werkstatterfahrungen, dass wer sucht, durchaus nicht immer findet. Zwei Jahre lang versuchten wir völlig vergeblich, irgendetwas über ein Paar „urnenähnliche Gefäße“ herauszufin-

den, die Gemeindepräsident Dr. Neumeyer in seinen Erinnerungen erwähnt. Er hatte sich noch 1941 nach Argentinien retten können. Da seine Memoiren trotz verschiedener Versuche bis heute nicht veröffentlicht werden konnten, bedurfte es einiger „Werkstattarbeit“, an das Material heranzukommen.<sup>3</sup> Die beiden Gegenstände waren demnach am Eingang zum Betsaal aufgestellt. Ursprünglich waren sie von König Ludwig I. für die Synagoge an der Westenriederstraße gestiftet worden und sind darin auf einem Aquarell zu sehen, von dem sich wiederum eine Fotografie im Stadtmuseum befindet. Darüber hinaus aber kamen wir nicht weiter – alle unsere Fragen blieben offen: Was geschah mit den Objekten? Woraus bestanden sie überhaupt? Existieren sie vielleicht noch irgendwo?

Zu den schwer zu kauenden Erfahrungen gehörten für viele auch bürokratische Hemmnisse und Rechtsverordnungen, die Zugang zu und Umgang mit Quellen erschweren. Gerade im Zusammenhang mit Dokumenten aus der NS-Zeit sind solche Restriktionen ja in der Tat oft nicht leicht einzusehen. Zumal mit Blick auf das Land, das sich als Repräsentant der jüdischen Opfer versteht: In Jad wa-Schem, in Israel, legt man ausdrücklich Wert darauf, dass dort recherchiertes Material verwendet und verbreitet wird. So kann man auf die beschämende Situation stoßen, dass einem an Münchner Archiven die Verwendung von Dokumenten verwehrt wird, die dort aus Jad wa-Schem kopiert wurden, wo sie jedem zugänglich sind.

So führte mich der Weg, wenige Monate nach dem eingangs genannten Besuch in Jad wa-Schem, erneut nach Jerusalem. Fast wäre eine Exkursion der Geschichtswerkstatt daraus geworden – aus Mangel an Zeit und Aussicht auf finanzielle Förderung fuhr dann doch nur einer mit: Werner Grube, der zum ersten Mal das Land seiner Mütter besuchte. Vor allem, um Freunde zu besuchen. Einen hatte er seit 1940 nicht mehr gesehen. Damals waren beide Schulkameraden und im jüdischen Kinderheim in der Antonienstraße untergebracht. Pesach Schindler war ein Neffe des damals prominenten jüdischen Dichters Elieser Schindler, der in den frühen dreißiger Jahren im Haus an der Lindwurmstraße ein Versandgeschäft betrieben hatte.<sup>4</sup> Eines Tages wurde der achtjährige Pesach mit seinem Bruder Ruben in einen Zug gesetzt und über die Grenze gerettet.

---

<sup>3</sup> Die Autobiografie von Alfred Neumeyer ist inzwischen veröffentlicht in Alfred Neumeyer, Alexander Karl Neumeyer, Imanuel Noy-Meir, (Hgg. R. Schopflocher, R. Traub), *„Wir wollen den Fluch in Segen verwandeln“*. *Drei Generationen der jüdischen Familie Neumeyer: eine autobiografische Trilogie*, Bibliothek der Erinnerung Bd. 18, Berlin 2007, S. 17-258.

<sup>4</sup> siehe dazu S.J. Wimmer, Elieser Schindler. Ein jüdischer Dichter in München, *Bayerische Staatsbibliothek – Hausmitteilungen* 58, Feb. 1999, S. 8-9.

Heute gehört er in Israel zu den prominentesten Rabbinern des Landes und leitet eine reformorientierte Jeschiwa (Talmudschule).

Als die beiden alten Münchner, und ein dritter, etwas jüngerer dazu, sich begegneten, war sofort Wärme und Herzlichkeit zu spüren, als wenn seitdem nichts geschehen wäre... Am Abend in Schindlers Haus erzählte dann Werner eine Episode aus dem Antonienheim. Als dort eines Tages an die Kinder Wurstbrote ausgeteilt wurden, fragte der damals schon streng religiös erzogene kleine Pesach nach, ob das denn auch kosher sei. Da das nicht der Fall war, verschmähte der dumme Bub die gute Brotzeit, wie Werner, der Arbeiterjunge, lachend seine Perspektive darstellte. Rabbi Schindler lief gleich in die Küche und erzählte dieselbe Geschichte, an die er sich nicht mehr erinnert hatte, seiner Frau. „Und siehst du, obwohl wir Hunger hatten, waren mir damals schon, als kleiner Junge, die Gebote Gottes wichtiger“, berichtete er ihr voller Stolz.